



Abend-

Zeitung.

4.

Dienstag, am 6. Januar, 1818.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Franz I. und Bayard.

Geschlagen war bei Kriegsgefang,  
Bei Trommel- und Trompetenklang,  
Die Marignan'er Schlacht;  
Und hoch in seines Sieges Pracht,  
Gott lobend, der es wohl gemacht,  
In mitten seiner Krieger  
Stand François, der Sieger.

„O Bayard, Bayard!“ — ruft er dann —  
„Du Landeshort, Du Ehrenmann,  
„Das Schlachtfeld ist Dein Thron;  
„Dem Ruhme bist Du angetraut,  
„Das Eisenschwert ist Deine Braut,  
„Der Lorbeer Deine Kron'.  
„Im Reich des Sieges und des Ruhms  
„Bin ich Dir unterthänig,  
„So schlag', Du Zier des Ritterthums,  
„Zum Ritter Deinen König!“

Der Bayard staunt', der Bayard sprach:  
„Herr! das verdien' ich nicht!  
„Nur Frankreichs Fahne folgt' ich nach,  
„Sie führt zu Heil und Licht:  
„Dir aber gab den Ehrenschatz  
„Gott selbst an Deiner Krönung Tag;  
„Des Ruhm kann ich nicht mehr,  
„Den Gott zu seiner Ehren  
„Als König thät erklären.“  
„Ich will's!“ sprach drauf mit festem Sinn

Der Herr der Frankenwelt,  
Und kniete still vor Bayard hin,  
So Mensch, als Fürst und Held.  
Von Hügeln und von Auen  
Die Ritter mit Erbauen  
Auf Fürst und Lehnsman schauen.  
Auf stürmt' in seiner Waffen Pracht  
Der Bayard alsobald,  
Und schwang des Eisenschwertes Macht  
Mit flammender Gewalt:

„O Angouleme, o Königsheld,  
„Durch diesen Ritterschlag  
„Sey unserm Orden beigefellt,  
„Und folge Godfroy nach.  
„Der Damen wie der Tugend Schutz,  
„Den Feinden Frankreichs biete Trutz  
„Und wand'le frei des Lebens Bahn,  
„Wie Roland einst gethan.“ —

D'rauf unterm blauen Himmelszelt —  
Wohl manche Thräne floss —  
In Bayards Arm der König fällt,  
Ihm ward das Herz so groß.  
Kriegsmusik mit vollem Klang  
Sich kühn' empor wie Adler schwang,  
Hoch wehten in des Abends Gold  
Die Fahnen lustig aufgerollt,  
Und Alle riefen, fern und nah  
Das ganze Heer: Viktoria!

Eduard Gehe.

## Wilhelms Frühlingstage der Kindheit.

(Fortsetzung.)

2.

Der Oberamtmann that, wie ihm gerathen. Dem Hauslehrer verschaffte er eine andere Stelle, und beide Brüder bestimmten ihm lebenslänglich eine kleine Pension und Tante Wehmeier ward aus der Stadt geholt, um die Zügel des Hausregiments zu übernehmen.

Der Kapitain — er war in frühster Jugend zur See gegangen, hatte dreißig Jahre lang alle Meere der Welt im Dienste der ostindischen Compagnie befahren, war in keinem Winkel der Erde, in keinem Fache des menschlichen Wissens fremd, hatte sich bis zum Seekapitain herauf gedient und durch Sparsamkeit ein mäßiges Vermögen erworben, und erhielt, seit er in einem Seegefecht vor Punto de Nago seine rechte Hand verloren hatte, von London aus eine nicht unansehnliche Pension regelmäßig jährlich ausgezahlt — der Kapitain machte sich nun seinen eigenen Erziehungsplan für Wilhelm; der Vater ließ ihn gewähren, weil er in seines Bruders Weltklugheit ein unbedingtes Vertrauen setzte, und weil er bald absah, daß Wilhelm in allen Fächern der Wissenschaften Riesenschritte machte. Nur mit der Tante lag der Kapitain im ewigen Kriege, denn ihre pädagogischen Ansichten paßten nie zu den seinigen.

Die Tante hatte mit den ersten Häusern der Stadt verkehrt; sie hatte dort die jungen Leute beiderlei Geschlechts heranwachsen gesehen, und war, ohne selbst zu wissen, wie, an die Erziehungsmethode der neuern Zeit gewöhnt worden; die jungen Leute sprachen über alles mit Bestimmtheit und Auswahl, sie beobachteten alles ruhig und kalt, und handelten nach berechneten Grundsätzen. So, meinte sie, sollte Wilhelm auch gebildet werden; aber sie fand es anders. Der Seekapitain hatte, nach ihrer Ansicht, eine Weise, die den Kleinen durchaus verderben mußte. Aber sie trat mit ihren Aeußerungen nur nach und nach hervor, denn der Kapitain galt bei dem Oberamtmann alles, Wilhelm hing wie eine Klette an ihm, und der Kapitain selbst hatte eine Art zu disputiren, daß es ihr immer an Worten fehlte, ihn zu widerlegen.

So hatte sie z. B. lange schon ihren stillen Aerger, daß Wilhelm so wenig lerne. „Andre Kinder seines Alters in der Stadt,“ sagte sie einst bei Tische, schreiben im Französischen und Englischen den elegantesten Brief, spielen ihre Doppelso-

nate vom Blatte, und sprechen über Politik, wie ein Geheimer Staatsrath. Wilhelm lernt viel zu langsam und weiß fast gar nichts.“

Wilhelm schlug die Augen nieder und erröthete.

„Du bist mit Deiner Ausarbeitung noch nicht fertig, mein lieber, guter Junge,“ sagte der Kapitain ruhig, „geh' und mache Dich daran, heute Abend will ich sie durchsehen. — Doch, ehe Du gehst, sag mir einmal, — ich schlug heute nach, ich konnte es aber in meinem Buche nicht finden — was ist denn eine Parallaxe?“

Der kleine Junge sann ein Weilchen, dann sagte er lächelnd: „Ja, Onkel, das ist nicht schwer; eine Parallaxe ist der Winkel, den die beiden Linien machen, die eine, vom Mittelpunkt der Erde, und die andere von einem Punkt der Erdoberfläche an einen Weltkörper gezogen. Nicht wahr, lieber Onkel?“

„Ganz richtig, mein alter Junge,“ antwortete der Onkel, und warf einen Triumphseitenblick auf die Tante, in deren Gesichte man las, daß sie noch kein Wort von der Parallaxe gehört hatte; „aber“ fuhr er fort, „mein Jungchen, Du siehst alle Abend den Mond und die Sterne, und Du behauptest, Du wüßtest, wie weit sie von uns entfernt wären. Du hast gut schwagen, denn es mißt Dir keiner mit der Elle da oben hinauf nach. Wie mißest Du denn die Entfernung der Planeten z. B., und wie beweisest Du, daß Du richtig gemessen?“

„Nun, Onkelchen, das läßt sich machen; da muß man nur ein bißchen den Kopf zusammen nehmen. Warte nur einen Augenblick; ich weiß es wohl, aber ich kann Dir es nur nicht sogleich recht deutlich machen. In der Geometrie messe ich doch auch die Entfernung von Gegenständen, zu denen ich nicht kommen kann; nicht wahr?“

„Ja, nun?“

„Nun, und eben so messe ich die Entfernung der Planeten nach denselben Regeln, durch die Parallaxe; denn durch die parallaktischen Winkel kennt man ja in einem Dreieck, dessen eine Seite die Entfernung des Himmelskörpers ist, zwei Stücke, aus diesen kann man nun die übrigen drei, und folglich auch diese Entfernung berechnen.“

„Bravo; aber noch eins. Was ist die Apfidenlinie?“

„O! das weiß ich; das ist die große Axe der Ellipse, in der die Planeten laufen; und die Apfidenlinie, ist die Linie zwischen den beiden Punkten,

in welchen die Bahn eines Planeten die Elliptik durchschneidet. "

„Bravo; nun geh! doch erst springe ein wenig herum, daß Du nach dem Essen nicht gleich figest. Besuch Deine Lauben und die Grassmäckenester; da Junge, trinke ein Glas Portwein. "

(Die Fortsetzung folgt.)

### Früchte ausländischer Lectüre.

Kaffee ist ein Gift.

Dies behauptet in einer kürzlich zu Pressburg erschienenen Schrift ein Arzt, mit Namen Michael Petöcz. Seine klaren Worte sind folgende: Der Kaffee ist ein wahres Gift, und allen Menschen, ohne Ausnahme, schädlich. Nicht Alter, Geschlecht, Temperament oder Constitution können ihn unschädlich machen. Das ganze Heer zufälliger Krankheiten, welche im Gefolge eines Vergiftungsprozesses sind, zeigt sich früher oder später beim Gebrauch des Kaffees. Kopfschmerz, Herzklopfen, Schlaflosigkeit, Nasenbluten, Blutspucken, Zittern, Schwindel, Convulsionen, Nervenschwäche, Ohnmachten, Migräne, sind alles gewöhnliche Symptome bei Kaffeetrinkern. Aber auch viel andre chronische Uebel, z. B. Krebs, Zipperlein, verzehrende Fieber, Ausschlag im Gesicht u. s. w., beweisen, welcher Veränderung die thierischen Säfte durch den Gebrauch des Kaffees unterworfen sind. Dergleichen Uebel sind so gewiß Folgen dieses Getränkes, daß wenn ein Arzt, der im Begriff ist, sich das Vertrauen einer Familie zu erwerben, vorläufig berechnen will, ob er in derselben viel oder wenig zu thun haben würde, er sich nur zu erkundigen hat, ob man in diesem Hause vielen Kaffee trinkt. Findet er, daß Alt und Jung im Hause ihn gut und stark trinken, so kann er, ohne sich zu irren, erwarten, daß er genug Beschäftigung finden und wenig Höflichkeitsbesuche machen wird.

Dem Kaffeetrinken bei Jung und Alt verdankt man die Verschiedenheit der Krankheiten bei denen, welche trinken und nicht trinken. Dem Kaffeetrinken verdankt man es, daß die Epidemien jetzt bössartiger und herrschender geworden sind, als sie es früher waren; dem Kaffeetrinken verdankt man die Scropheln, die hitzigen Krankheiten, die jetzt so viele Aderlässe erfordern, wozu man sonst kaum ein Paar brauchte; ferner die nervösen Fieber, und in Summa die ganze Litanei von Krankheiten.

Daher, fährt er fort, greift die Pest in der Levante bloß das Volk an, und verschont die mäßi-

gern und bessern Muselmänner, die als strenge Beobachter des Coran, sich nicht bloß des Weins, sondern alles feinem Getränkes und mithin auch des Kaffees enthalten. Unter den Orientalen, heißt es ferner, sind die Araber die größten Kaffeetrinker. Daher liegt diese Nation, deren Denker ehemals dem Plato und Aristoteles folgten, und deren Ärzte und Astronomen im Mittelalter alle andere übertrafen, jetzt in tiefer Unwissenheit begraben. Der hitzige Kaffee ist es, welcher ihre geistigen Kräfte gelähmt hat; die zarten Blüten des Geistes sind durch die glühenden Strahlen des Kaffees vertrocknet. Das glückliche Arabien, von Natur so sehr begünstigt, ist gegenwärtig nur von Nomadenhorden bewohnt etc. Und wem verdankt es diesen elenden Zustand? Wem anders, als dem Kaffeetrinken?

Die merkwürdigste Stelle des Buchs ist folgende: Wollt ihr das Bild eines Unglücklichen sehen, der in dem Laster des Kaffees ergraut ist, so betrachtet Voltaires Büste. Wollt ihr sehen, welche Richtung seine Ideen durch eine vom Kaffee erhitzte Phantasie genommen haben, so leset seine Schriften.

Der Referent in der Biblioteca italiana, dem wir hier übersetzt haben, erinnert sich bei dieser übertriebenen Straspredigt gegen den Kaffee des Advokaten Linguet, der mit dem Hippokrates in der Hand Europa vordemonstrirte, selbst das Brod sey ein langsam verzehrendes Gift; und bemerkt, daß man es dennoch nach wie vor, in Frankreich vielleicht mehr, denn anderswo, gegessen. Viele Andre aber, die dies lesen, werden in ihrer Verstockung mit Jocrisse sagen: nun, wenn ich einmal von solchem Gifte sterben muß, so will ich mich recht vergiften!

### Z u g a b e.

Man fragt Belind, wie es doch möglich sey,  
Daß er der häßlichen Agnese sich vermählet,  
Die freilich noch mehr Gold, als weiland Crösus,  
zählet,  
Und er entgegnet drauf: Bekennen will ich's frei,  
Ich habe sie nach dem Gewicht genommen,  
Und die Façon mit in den Kauf bekommen.

H.

### W a s b i n d e t?

- A. Worte binden — Blicke nicht!  
B. Ist es Liebe, die so spricht?  
Kann sie keine Worte finden —  
Wird sie darum minder binden?

W. Schring.

# Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

## Beurtheilungen neuer Schriften.

### Almanachs-Literatur.

23) Urania. Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1818. Mit 12 Kupfern. Leipzig, bei Brockhaus. 432 Seiten.

Doppelt interessant mußte die Erscheinung dieses Almanachs dadurch werden, weil wir mit derselben nun Nachricht über die Ertheilung der drei Preise bekamen, welche der Herausgeber für die besten Werke im Fach der poetischen Erzählung, der poetischen Epistel und der Idylle bestimmt hatte. Das Vorwort giebt davon Nachricht, und wir erhalten in dem Büchlein selbst die in der ersten Gattung mit dem ersten Preise gekrönte bezauberte Rose, und den mit dem zweiten Preise belohnten Todtenkopf, und in der zweiten die ebenfalls mit dem zweiten Preise ausgezeichnete Dichters Weihe. Dieselben Preise sind für das nächste Jahr wieder ausgesetzt worden.

Zu verkennen ist es auch allerdings nicht, daß ein hoher poetischer Sinn durch die bezauberte Rose, romantische Erzählung in drei Gefängen von Ernst Schulze, weht, und dieser Schwanengesang des trefflichen jungen Mannes vollkommen, besonders in Hinsicht der rythmischen Vollendung des Preises werth war, der ihm ertheilt worden ist. Es haben in andern Zeitschriften schon so ausführliche Beurtheilungen dieser Dichtung gestanden, daß wir uns einer nähern jetzt enthalten können. Auch Präkel's poetische Erzählung, der Todtenkopf, hat ergreifende Stellen, und die Sprache desselben lobt den Meister. Doch ist wohl hi. und da einiges zu grell darin, wir möchten die Haltung des Rübensürsten nicht ganz fehlerfrei nennen, und das auf der Brust verbleibende memento mori doch fast zu sonderbar finden, können uns auch hier wieder der Bitte an den Vielgeehrten nicht enthalten, doch ja nicht der komischen Muse untreu zu werden, die ihm mit so seltenem Reichthume die Farben zu heitern Gemälden gemischt hat. Des Dichters Weihe, von E. F. Heseke, haben wir doch hier und da etwas zu breit auslaufend — den gewöhnlichen Fehler des Epistolarstils — gefunden, obschon der Dichter des Verses sehr mächtig ist und manche gelungene Stelle giebt. Höchst originel und ergötlich ist dagegen die Epistel von Haug an den Herausgeber, und eine von Haug's gelungensten Arbeiten.

Philippine Welfer, von Hormayr, ist in edlem Tone geschrieben, und gleich entfernt von Trockenheit wie von Sentimentalität, gewährt diese Biographie mannigfaches Interessante und Schöne. Der Hirt des Riesengebirgs, eine Sage von Fouqué,

schildert kräftig und gelungen die Entstehung der Familie Schafgötsch in Schlesien. Theorhytes, eines Priesters Geschichte, von Therese Huber, wird niemand ohne hohes Interesse an ihrer edeln Einfachheit und tiefem Sinne lesen. Ob er nicht eine noch tiefere Deutung habe, als der erste Anblick zeigt, darüber wollen wir nicht entscheiden. Weit weniger hat uns die Blume, ein Märchen in vier Bildern, von Henriette Schubart, gefallen. Es scheint diesen Bildern auch die Manier inzuwohnen, die leider jetzt, nach Goethes herrlichen Worten, so manche junge Künstler in Italien befällt. Hierauf folgt: Peda, Erzählung von Otto Graf von Löben. Simplicissimi Bergpredigt ist voll Humor und herrlicher Laune, der auch manches sehr beherzigenswerthe Wort entströmt. Das Bunte aus einem Tagebuche, von Fr. Rückert, ist ganz des genialen Dichters werth, dem alles in Natur und Menschenleben zur Poesie wird. Noch finden wir ein hohes, nicht unbekanntes Gedicht aus Schillers Nachlaß, und poetische Gaben, von Helm. von Chezy, Conz, Krug von Nidda, Graf v. Löben, Ernst Ludwig, Meserschmid und Wezel, die manches Lobenswerthe enthalten.

Sehr empfehlenswerth, voll Sinn, Gemüth und Phantasie sind die Zeichnungen, welche der wackre Opitz zu diesem Taschenbuche gegeben hat, und die in 12 Blättern die Reise durchs Leben darstellen; wären sie nur in der Kupferstecher Händen besser behandelt worden! doch macht davon das von Johannot und die drei von Jary eine ehrenvolle Ausnahme. Dem von Reinhold fehlt es an Haltung; das von Krüger (der sich zur Bigarette nicht eignet) ist dürftig; das von Ischoch ist im Hintergrunde ein wahrer Ungrund; an einem verwischten Hintergrunde leitet auch das ohne Namen; das vom jüngern Kosmäpfer sieht wie ein Atlasflecken aus; das von Gottschick ist ganz verfehlt, da die Luft wie Garne spinnst und die Bäume wie Baumwollensfloeken aussehen, obschon dieser Künstler beim Portrait, wo er in größern Massen alles im Vordergrund zu behandeln hat, neuerlich Beweise seiner Geschicklichkeit ablegte; und das von Hef ist ebenfalls ohne Haltung, so daß Galgen und Rad mit in den Gottesacker kommen. Wie schade um diese allerliebsten, lehrreichen Zeichnungen! Wahrhaftig, der Herausgeber sollte die ganz verfehlten uns im nächsten Almanach noch einmal verbessert und in bessern Abdrücken schenken, da außerdem die diesjährige Urania durch ihre sehr gute innere Ausstattung zu schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt.

Th. Hell.

## Ankündigungen.

In der Arnoldischen Buchhandlung ist zu haben:  
Modell- und Reißbuch, zweite Sammlung für Zimmerleute und Tischler,

enthält: Thüren, Brücken, Balkons, Gartenvermachungen, alle Arten Gartengeländer, Gartensitze, Lauben, und Gar-

tenhäuschen, in Stahl- und Lattenwerk etc. nach den neuesten englischen Gärten entworfen von Maddleton, Kön. englisch. Hofarchitekt in London, in Kl. 4. mit 16 Kupfern, broschirt. Preis 1 Thlr.

## Berichtigung zu No. 311. der Abendzeitung, Jahrgang 1817.

In der letzten Zeile der ersten Strophe des „Sehnsucht“ überschriebenen Gedichts steht, durch ein Versehen des Abschreibers der Handschrift: — Sehnsucht statt Selbstsucht. Nun könnte man wohl, der Ueberschrift halber, glauben, es sey auch in jener Zeile wirklich die Rede von Sehnsucht. Daß aber nicht dies Wort, sondern Selbstsucht zu schreiben war, beweiset nicht bloß der Zusammenhang, sondern auch die bei der Ueberschrift aus den Ignoranten angezogene, in dieser Zeile ganz wörtlich benutzte Stelle: „Laß unsre Selbstsucht in der Gruft vermodern.“

Wenn daher der Verfasser sich zu dieser Berichtigung aufgefordert erachtet, so wird ihm dies, da er hierbei nicht bloß seine eigne Sache führt, sondern auch den Sinn der von ihm benutzten Stelle zu berücksichtigen hatte, gewis nicht als Selbstsucht gedeutet werden.

Nur 20sten December 1817.

Arthur vom Nordstern.